

Wenn Pavel auf Serdar trifft

„Was ist mit Sex vor der Ehe?“ Beim Begegnungsprojekt „Likrat“ gehen jüdische Jugendliche in die Klassenzimmer. Vor allem muslimische Schüler wissen oft wenig über die Religion, haben aber Klischees im Kopf. Ein Besuch in Mannheim

VON HANNES VOLLMUTH

Serdar, 17 Jahre, türkische Wurzeln, knetet seine Hände, wischt über die Jeans, fasst sich an die Nase und fragt: „Wie ist es, ein Jude zu sein?“ Pavel, 22 Jahre, jüdisch, beugt sich nach vorn, lächelt und sagt: „Ich bin immer der bunte Hund.“ 11.45 Uhr, die Schulstunde der Klasse 10 b hat vor fünf Minuten begonnen.

Die Humboldt-Realschule in Mannheim: 24 Schüler, 13 Nationen, die Hälfte der Schüler betet zu Allah. Ein Junge knickt sein Käppi, ein anderer nestelt am geringelten Kabel, das zu seinem Kopfhörer führt. Mädchen wippen nervös mit den Füßen, eine Schülerin trägt Kopftuch. Der Finger von Serdar schnellt schon wieder nach oben. Er will wissen: „Hast du auch muslimische Freunde?“ Ein Jude im Unterricht, das gab es hier noch nie. An diesem Tag findet das Projekt „Likrat“ statt. Das ist hebräisch und heißt „in Begegnung“.

Nach zehn Minuten fragt der Erste nach dem Holocaust. Den habe er ja nicht miterlebt und sei daher „kein Experte“, sagt Pavel und beendet die Debatte eher schnell. Sein Ziel ist es, seinen Altersgenossen zu zeigen: Jüdische Jugendliche sind kein Kuriosum, sondern normale Leute.

Das Verhältnis zwischen Muslimen und Juden in Deutschland sei angespannt, schreiben die Zeitungen. Ende August schlugen vier arabischstämmige Jugendliche in Berlin den Rabbiner Daniel Alter zusammen. Zwei Jahre zuvor flogen in Hannover Kieselsteine auf eine jüdische Tanzgruppe, die Täter, eine Gruppe arabischer Jugendlicher, skandierten antisemitische Parolen. Einer Studie zufolge stimmt jeder dritte muslimische Jugendliche der Aussage zu: „Durch die israelische Politik werden mir die Juden immer unsympathischer.“ Auf deutschen Schulhöfen gibt es ein neues Schimpfwort: „Du Jude.“ Und nicht zuletzt hat das Land gerade eine Beschneidungsdebatte hinter sich, über die Bundespräsident Joachim Gauck kürzlich sagte: „Echte, aufgeklärte Sorge um Kindeswohl und körperliche Unversehrtheit“ hätten sich mit „antisemitischen Tönen gemischt, die auch mich erschrecken haben“.

Käse und Salami nie zusammen zum Frühstück. „Boa“, ruft ein Schüler, „das ist echt hart.“

Aber Serdar und seine Mitschüler sitzen hier in Mannheim, wo jeder dritte Bürger einen Migrationshintergrund hat, und fragen Pavel, den Juden, wie er so lebe. Was er esse. Und wie sein Urlaub in Israel war. Pavel, flott gekleidet mit blauem Kapuzenpullover und braunen Sneakers, moderiert den Fragenstrom, als mache er das jeden Tag. Seine Hände fliegen beim Erklären durch die Luft. In Karlsruhe studiert der 22-Jährige Wirtschaftsingenieurwesen. In den Zug nach Mannheim hat er sich für Likrat gesetzt – um mit Serdar und den anderen zu reden. Und um Wissen zu vermitteln: Denn über den jüdischen Glauben wissen Jugendliche – egal welcher Herkunft – oft so gut wie gar nichts.

Das Projekt stammt aus der Schweiz, 2006 brachte es der Zentralrat der Juden nach Deutschland, wo es seitdem von der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg vorangetrieben wird. Jüdische Jugendliche kommen in Schulen und erzäh-



Hüpfen am Holocaust-Mahnmal: So ein Besuch gehört bei Klassenfahrten nach Berlin dazu – über jüdisches Leben wissen Schüler dagegen eher wenig. FOTO: S. PILICK/DPA

len von ihrem Alltag. Damit Pavel auf Serdar trifft, hat der Lehrer bei Likrat angerufen. 250-mal diskutierten die Mitglieder von Likrat, die Likratinos, schon mit Schülern aller Schularten – insgesamt mit 5000 Jugendlichen. Likrat macht keinen Religionsunterricht, Likrat will Dialog. Pavel interessiert, was Serdar und seine Klasse so denkt. Deswegen sitzt er jetzt da mit Jael, der anderen Likratina, und scannt die Schüler, die gehobenen Finger. Für viele ist es die erste Begegnung mit einem Juden.

Nach 15 Minuten fragt einer nach dem Nahostkonflikt. Das Existenzrecht Israels müsse das Existenzrecht Palästinas nicht ausschließen, meint Pavel. Man könne zu dem Thema gern diskutieren, wenn es „differenziert geschiedet“. Keine Nachfragen in der Klasse. Andere Themen bewegen die Gemüter. „Käse und Salami nie zusammen zum Frühstück“, sagt Pavel. „Boa“, ruft einer, „das ist echt hart.“ Pavel ist jetzt beim Essen angekommen, spricht von der Kaschrut, den Speisevorschriften. Pavel isst koscher, aber manchmal kauft er sich auch einen Chicken-Burger. Serdar wippt nervös mit dem linken Bein, dann sagt er: „Halal.“ Was bei den Juden „koscher“ ist, heißt bei den Muslimen „halal“, mit geringen Unterschieden. Wovon Pavel redet, hat also auch Serdar eine Ahnung.

„In Deutschland gibt es eine verzerrte Auffassung von Antisemitismus“, sagt Juliane Wetzel vom Zentrum für Antisemitismussforschung in Berlin. „Alle schauen auf die Muslime, dabei sind rechtsextreme Deutsche das Problem.“ Eine Anfrage der Linke-Fraktion an die Bundesregierung er-

gab: 95 Prozent der Straf- und Gewalttaten mit antisemitischem Hintergrund kommen von rechts. „Nur der Kontakt zwischen Juden und Muslimen in Deutschland könnte intensiver sein“, sagt Wetzel.

Vor dem Unterricht hat Pavel noch gesagt: „Muslime verstehen, wie es ist, ein bunter Hund zu sein.“ Serdar aus Mannheim weiß, was es bedeutet, religiös zu leben und Gebote zu achten. „Muslime re-



Fragen über Fragen: Pavel und Jael, beide jüdischen Glaubens, treffen in Mannheim auf neugierige Schüler – von denen die Hälfte Muslime sind. FOTO: HANNES VOLLMUTH

agieren positiver, wenn ich von meinem Leben erzähle“, sagt Pavel. Vor drei Jahren saß er schon einmal hier, selbe Schule, selbe Stadt – und redete über Gummibärchen. „Welche Gummibärchen sind ohne Gelatine?“, wollten die muslimischen Schüler von ihm wissen. Welche sind koscher und damit halal? Er fühlte sich wohl. Nach 30 Minuten will ein Schüler wissen: „Tragt ihr auch Kopftücher?“

„In einer Likrat-Begegnung sprechen ganz normale Menschen, die einfach nur jüdisch sind“, sagt Susanne Benizri. Sie sitzt ganz hinten, hört zu, manchmal muss sie lachen. Bei Likrat ist sie für die Koordination zuständig, sie betreut die jüdischen Jugendlichen. „Bisher waren wir nur in Süddeutschland und Nordrhein-Westfalen tätig“, sagt Benizri. Allerdings ist die Ausweitung auf ganz Deutschland geplant. Und Likrat will künftig nicht nur in Schulen gehen, sondern auch in Betriebe und Sportvereine. Schon jetzt ist das Projekt in der Fachwelt registriert worden, es wird bald Preisträger des Wettbewerbs „Ideen für die Bildungsrepublik“ sein.

Hinter dem Stuhlkreis, auf den Schulbänken, liegen unberührt die Prüfungsblätter: Abschlussprüfung Realschule – in diesem Moment ist sie ganz weit weg. Serdar fragt: „Kennst ihr Juden aus Mannheim?“ Pavel nickt. „Was ist mit Sex vor der Ehe?“, will ein Mädchen wissen. Die Klasse ist neugierig, stellt Frage um Frage, Pavel redet sich den Mund fransig. Es gebe ein Moment, in dem alles ins Rutschen kommt, hat Benizri, die Koordinatorin, vor der Stunde gesagt. Vorurteile kommen in Bewegung, Stereotypen kippen, man rede über Gemeinsamkeiten. „Wie fühlt ihr euch als Minderheit?“, fragt schließlich Serdar. „Von uns Türken gibt es ja genug.“ Hinten im Raum holt Susanne Benizri tief Luft, als wollte sie etwas sagen. Dann schaltet sie sich ein: „Ich fühle mich manchmal einsam, wie ein Alien.“ Die Klasse schweigt. Serdar dreht sich um und sagt: „Ich kann dich ja besuchen kommen.“

„Hohe Hürde für die Eltern“

Sozialfachmann Gallander über Nachhilfe im Bildungspaket

Die internationalen Grundschulstudien Timss und Iglu zeigten ein hohes Leistungsniveau, aber auch eine gravierende Schwäche im deutschen System: Der Erfolg hängt stark vom Elternhaus ab. Kinder von Migranten, aus ärmeren und bildungsfernen Familien liegen im Schnitt bis zu einem Jahr zurück. Im April 2011 hatte Sozialministerin Ursula von der Leyen das „Bildungspaket“ für Hartz-IV-Empfänger eingeführt, das genau hier helfen soll: durch Geld für Vereine oder Nachhilfe. Doch die Jahresbilanz zeigte: Nur fünf Prozent der Berechtigten nehmen Nachhilfe wahr. Sebastian Gallander, der für die Vodafone-Stiftung und die Stiftung Neue Verantwortung das Thema soziale Mobilität bearbeitet, hat sich kürzlich dazu mit Fachleuten aus Kommunen getroffen.

SZ: Warum nutzen berechnete Familien so selten die Nachhilfe?

Gallander: Zum einen wissen viele Eltern nichts von dieser Möglichkeit, laut einer Umfrage im Auftrag des Bundessozialministeriums weniger als ein Drittel. Vor allem aber liegt es am Verwaltungsaufwand, der eine hohe Hürde für die Eltern darstellt. Ausgerechnet die Unterstützung von Nachhilfe ist am kompliziertesten zu beantragen: Man muss wissen, dass es diese Leistung gibt und wo man sie beantragt, muss sich die Bestätigung des Lehrers holen und einen Nachhilfelehrer suchen.

Sie haben auch Gegenbeispiele gefunden – was machen diese Städte anders?

Da haben sich Behördenvertreter zusammengesetzt und das Problem vom Kind her gedacht. Man beschwert sich nicht über die komplizierten Vorschriften, sondern sucht nach Wegen, möglichst vielen Kindern zu helfen. Das klappt im reichen Stuttgart ebenso wie im ärmeren Essen, aber auch in Berlin, Hamburg, Münster und im Kreis Ammerland. Dort gibt es deutlich mehr als fünf Prozent der Berechtigten, die Nachhilfe finanziert bekommen.

Wie sieht das konkret aus?

Dort gibt es beispielsweise nur einen einzigen Ansprechpartner für Bildungshilfen, die Anträge dazu liegen in der Schule bereit. Oder man kann die Leistungen für Klassenfahrten, Mittagessen und Nachhilfe alle auf einmal beantragen.

Schaden sich die Kommunen so finanziell selbst, weil sie mehr Aufwand haben?

Nein, weil das Geld vom Bund kommt. Und der Aufwand wird durch die einfacheren Abläufe auch für die Kommunen geringer.

Gibt es Konstruktionsfehler am Bildungspaket selbst?

Ja, der Hauptmangel ist, dass Nachhilfe erst dann unterstützt wird, wenn es fast schon zu spät ist, wenn der Schüler schon schlechte Noten hat. Hinzukommt, dass ein Schüler die Lernförderung eigentlich nur so lange erhalten darf, bis er aus der akuten Gefahrenzone heraus ist. Allerdings ist es sehr wahrscheinlich, dass bei vielen Schülern die Leistungen dann wieder einbrechen. Die Länder können das aber mitreden, Nordrhein-Westfalen fördert auch langfristig, wenn damit ein höheres Lernniveau erreicht werden kann. So behebt man nicht nur Missstände, sondern fördert den Bildungsaufstieg der Kinder aus ärmeren Familien.

INTERVIEW: ROLAND PREUSS

Aufschieber im Fokus

Experten widmen sich dem schlechten Zeitmanagement von Studenten

Das Sparschwein muss an diesem Tag gefüttert werden. Die Studentin erhebt sich von ihrem Platz, zieht eine Euro-Münze hervor und geht langsam zum schwarzen Porzellanfenkel, für das ein eigener Stuhl im Halbkreis reserviert ist. Als die Münze im Bauch des Schweines klingt, schauen einige der Anwesenden betreten auf den Boden. Es ist ein Mittwochvormittag an der Universität Bielefeld. In einem Raum der Zentralen Studienberatung trifft sich die Gruppe „Lost in Procrastination“. Alle zwei Wochen kommen sie zusammen, ein Dutzend Teilnehmer aus allen Semestern. Ihr gemeinsames Problem: Sie schaffen es nicht, die anfallenden Uni-Aufgaben in der vorgesehenen Zeit zu erledigen. Sie schieben auf, meist ziemlich häufig.

„Das Problem des Aufschiebens kennt jeder“, sagt Studienberaterin Carmen Kropat. „Nur ab einem bestimmten Punkt wird das problematisch. Gemeinsam mit den Studenten versuchen wir, die Hintergründe für ein solches verzögerndes Verhalten aufzufindig zu machen.“ Nach der Analyse setzt sich jedes Mitglied der Gruppe ein erreichbares Teilziel. Dessen Erfüllung wird bei der nächsten Sitzung kontrolliert. Wer es nicht eingehalten hat, muss das Sparschwein füttern, vor aller Augen. Mit 50 Cent, manchmal auch mit einem Euro. „Der Betrag spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle. Vielmehr geht es darum, miteinander sinnvolle Ziele zu vereinbaren, deren Erfüllung in der Gruppe kontrolliert wird“, erklärt Kropat.

„Prokrastination“ heißt das Modewort, das landläufig gern mit Aufschieberitis übersetzt wird. Doch nicht jedes Aufschieben sei zugleich Prokrastination, sagt Carola Grunschel. Die Psychologin promoviert zum Thema und beschwert sich über die inflationäre Verwendung des Begriffs in den Medien. „Wer häufig den Wohnungsputz verschiebt, weil er eben noch andere Dinge zu tun hat, leidet noch lange nicht an

Prokrastination.“ Auch strategisches Aufschieben sei davon zu unterscheiden: „Wenn das wichtige Buch aus der Fernleihe noch nicht da ist und es sich eigentlich nicht lohnt, mit der Arbeit zu beginnen, kann solches Aufschieben am Ende gar den Erfolg steigern.“ Anders sei es, wenn man bereits die Literatur gelesen habe, der Schreibtisch aufgeräumt sei und Zeit zur Verfügung stehe. „Wenn ich es dann entgegen aller Rationalität doch nicht schaffe, mit meiner Arbeit anzufangen, dann kann man von Prokrastination sprechen.“

Wer mit seiner Hausarbeit nicht zu Potte kommt, muss noch lange kein Faulpelz sein

Doktorandin Grunschel konnte empirisch zeigen, dass längst nicht jeder Student zum Prokrastinieren neige. Besonders zwei Typen seien aber gefährdet: Während den „sorgenvoll-ängstlichen Typ“ vor allem die Angst vor dem Versagen quäle, sei der „studiumsunkzufriedene Typ“ mit seiner Fächerwahl, woföglich aber auch über die Bedingungen im Hörsaal unglücklich, etwa mit dem Betreuungsverhältnis. Beide Typen zeigten Probleme beim selbstregulierten Lernen und beim Zeitmanagement. Mit mangelnder Intelligenz habe das nichts zu tun: Ein solcher Zusammenhang lasse sich empirisch nicht belegen.

Übrigens genauso wenig wie der Vorwurf, dass prokrastinierende Studenten eher mit Kommilitonen im Kaffeehaus sitzen, als über ihrer Abschlussarbeit zu schwitzen. „Studenten, die im akademischen Umfeld gerne aufschieben, neigen auch bei ihren familiären und freundschaftlichen Kontakten zum Prokrastinieren“, sagt Katrin Klingsieck, Professorin an der Universität Paderborn. Auch sie forscht zu diesem Aspekt, ihre Untersuchung mit Studenten hat gezeigt, dass sich

das Phänomen auf ganz unterschiedliche Lebensbereiche erstrecken kann. „Und natürlich gibt es Prokrastination nicht nur bei Studenten. Besonders selbständige Berufe wie der des Lehrers beinhalten viele Freiräume und erfordern ein entsprechendes Selbstmanagement. Solche Tätigkeiten lassen ein prokrastinierendes Verhalten stärker zu als reglementierte Berufe.“

Im Gegensatz zu Arbeitnehmern kann man die studentische Prokrastination aber relativ gut messen, weil zum Beispiel gewisse Aufgaben und Anforderungen nicht erfüllt werden. Durch das Überschreiten der Langzeitstudienzeit werden in manchen Bundesländern Zusatzgebühren fällig oder der Bafög-Anspruch endet. Gerade die Studenten, hinter deren langer Studiedauer sich wirkliche Probleme und nicht Faulheit verbergen, erfahren den zunehmenden Druck negativ – bis zum Abbruch des Studiums. So wundert es kaum, dass prokrastinierende Studenten eher zum akademischen Betrug neigen. So hat eine vor Kurzem vorgestellte Studie der Universität Bielefeld gezeigt, dass zum Aufschieben neigende Studenten besonders stark dazu tendieren, Plagiate zu erstellen oder durch das Vorlegen falscher Atteste mehr Zeit für Hausarbeiten zu gewinnen.

Dass sich jedoch durch den Wegfall der großen Abschlussarbeiten in den alten Diplom- und Magisterstudiengängen etwas am Phänomen ändern wird, bezweifelt die Bielefelder Studienberaterin Kropat. „Wer vorher Angst vor der Magisterarbeit hatte, dem graut es jetzt vor der Bachelor-Arbeit.“ Auch die Prüfungsangst nehme durch die häufigen Abfragen in den stark verschulerten neuen Studiengängen eher zu. Dem will man in Bielefeld vorbeugen: Einführungen in Zeitmanagement und die Früherkennung von prokrastinierendem Verhalten sollen im ersten Jahr aller Studiengänge in Zukunft selbstverständlich werden. DANIEL LENSKI

Vielflieger der Wissenschaft

Matthias Kleiner tritt als Chef der Deutschen Forschungsgemeinschaft ab

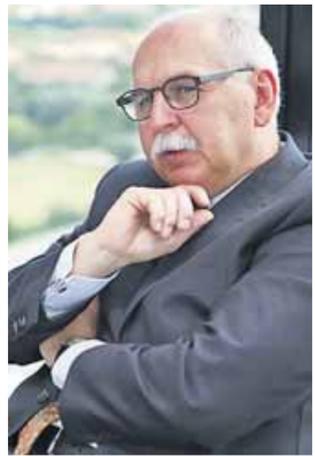
Es drängt sich fast auf, Matthias Kleiner einen Umformungsexperten zu nennen. Als Professor hat der Ingenieur Methoden erforscht, Bleche für den Automobilbau mittels Wasserdruck umzuformen. 2007 stand ein persönlicher Umwandlungsprozess an – aus dem Forscher wurde ein Forschungsmanager, der wohl wichtigste in Deutschland. Kleiner kam an die Spitze der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Europas größter Organisation zur Förderung von Wissenschaft. Und in seine Amtszeit fiel eine riesige Umformungsaufgabe: die milliardenschwere Exzellenzinitiative von Bund und Ländern, die „Elite-Universitäten“ und Forschungszentren kürte und die Hochschullandschaft umkremelte. Nach sechs Jahren als DFG-Präsident tritt Kleiner turnusmäßig ab – zum 1. Januar endet seine Beurlaubung als Professor, er kehrt zurück ans Institut für Umformtechnik an der Universität Dortmund. Vielleicht lässt sich sagen: zunächst mal.

Mit einem Festakt in Berlin hat ihn die DFG kürzlich verabschiedet. Gäste aus Wissenschaft und Politik würdigten Kleiner als „erfolgreichen Sachwalter der deutschen Wissenschaft“ und „gesellschaftspolitisch engagierten Wissenschaftler“. Letzteres bezieht sich etwa auf die Ethikkommission zur Energiewende, zusammen mit Ex-Umweltminister Klaus Töpfer hatte er den Vorsitz inne. Bundesbildungsministerin Annette Schavan sagte: „Matthias Kleiner war und ist ein Wissenschaftler, dem es alles andere als gleichgültig ist, wie sich das Gemeinwesen entwickelt.“ Der Chef der Hochschulrektorenkonferenz, Horst Hippler, lobte Kleiners Einsatz etwa für die Exzellenzinitiative, mit dem er sich „bleibende Verdienste“ erworben habe. Die DFG wird fast ganz von Bund und Ländern finanziert, Universitäten stellen in ihrer Mitgliederversammlung die Mehrheit.

Fragt man den scheidenden Präsidenten danach, welche Leistungen er selbst

für die wichtigsten hält, nennt er die Exzellenzinitiative nur am Rande. Das hat auch mit der Bodenständigkeit zu tun, die ihm Beobachter zuschreiben: Kleiner ist, so sehr er für die Anliegen der Wissenschaft trommelte, kein Schreihals, wirkte nie geltungssüchtig. Schavan spricht von einer „wohlthuenden menschlichen Art“, mit der er den Dialog mit Politikern führe.

Als einen großen Erfolg wertet Kleiner denn auch die Einzelförderung für Forscher, die abseits des Mammutprojekts Exzellenzinitiative und anderen großen Fördererscheinungen das Rückgrat der DFG ist. Die Ausgaben dafür sind seit 2008 von 445,3 auf 547,8 Millionen Euro im Jahr 2011 gestiegen – für innovative Projekte, die nicht



Warb bei Politikern für seine Anliegen ohne laute Töne: der DFG-Präsident Matthias Kleiner FOTO: CARMEN WOLF

mit dem Exzellenz-Radaw bewerben werden. Ohne das Geld aus Bonn, wo die DFG ihren Sitz hat, würden an vielen Lehrstühlen Ideen versanden.

Wichtig sei ihm auch die Gleichstellung der Geschlechter gewesen, sagt Kleiner, ferner die Internationalisierung. Wohl an die 1000 Flüge habe er im Auftrag der DFG gemacht. Wollte man den 57-Jährigen ans Telefon bekommen, konnte es gut sein, dass ein Gespräch zustande kam auf dem Sprung von Moskau nach Brasilien. Oder umgekehrt. Tatsächlich lässt sich unter seiner Ägide ein Schub für weltweite Kooperationen ausmachen, die deutsche Wissenschaft wurde attraktiver – was auch daran liegt, dass sich die guten Bedingungen an Exzellenzuniversitäten in der Welt herum-sprechen, während andernorts Forschungsbudgets im Zuge der Krise leiden.

Der Spitzenwettbewerb soll 2017 auslaufen. Schavan will als Ersatz das Kooperationsverbot lockern, das dem Bund eine direkte Finanzierung von Hochschulen außerhalb von befristeten Projekten untersagt. Diese Verfassungsreform stockt derzeit, weil SPD und Grüne nur zustimmen wollen, wenn auch die Schulen Bundesgeld bekommen. Kleiner will das Verbot für die Wissenschaft möglichst schnell gekippt sehen: „Den Universitäten gebührt dabei der Fahrersitz und das Steuerrad neuer Kooperationen.“ Das wird ein wichtiges Thema für Peter Strohschneider, seinen Nachfolger als DFG-Präsident.

Kleiner wird das alles von Dortmund aus verfolgen. Oder doch eingreifen, gar in die Politik streben? 2,5 Milliarden Euro pro Jahr konnte die DFG zuletzt an Förderung verteilen, ohne Exzellenzinitiative – so viel gewährt der Etat eines mittelgroßen Bundeslandes Ministern für alle Hochschulen. Erst mal freue er sich auf die Rückkehr an die Universität, sagt Kleiner. Er habe aber noch nie versprochen, sein Leben lang an einer Position zu bleiben. JOHANN OSEL